

Der Künstler als Vater

Der in Weida lebende Maler, Zeichner, Grafiker und Video-Künstler Horst Sakulowski feiert am kommenden Mittwoch seinen 70. Geburtstag – ein Gespräch mit dem Filmregisseur Rolf Sakulowski über seinen Vater – Von Angelika Bohn

Es gibt ein sehr schönes Katalogbuch zu den sieben Ausstellungen, die Ihr Vater in diesem Jahr in Thüringen und Westsachsen zeigt. Für das Buch haben Sie ihn mehrfach fotografiert. Unter anderem wie er auf dem Reitplatz Gera-Milbitz über ein Hindernis springt. War das seine Idee?

Ein Prinzip des Buches ist, dass es im Anhang jeweils ein Porträtfoto gibt in Zusammenhang mit jeder Ausstellung, die er in diesem Jahr hat. Mein Vater unterstützt meine Mutti regelmäßig bei der Betreuung ihres Pferdes in Gera. Dabei hat er auf dem Reitplatz ein Hindernis mit der Aufschrift Carqueville entdeckt. In dieser Firma wurde im Frühjahr die erste der Ausstellungen zu seinem 70. gezeigt. Er dachte, dass man mit diesem Hindernis irgendwas machen muss. Ich dachte das auch und da hat sich ein Sprung angeboten.

Wenn man Horst Sakulowski auf dem Foto springen sieht, glaubt man nicht, dass der Mann kommenden Mittwoch 70 Jahre alt wird.

Im philosophischen Sinn ist er bis heute ein junger Hüpf. Im rein praktischen Sinn haben wir, nachdem er sich da auch ein bisschen den Rücken gestaut hatte, grafisch geholfen, um ihn ein bisschen höher zu heben.

Ihr Vater war 25 als Sie geboren wurden. Ihre Eltern hatten ein Jahr zuvor geheiratet und waren nach Weida gezogen. Wäre es Ihnen lieber gewesen, Sie hätten Lokführer sagen können, wenn Sie im Kindergarten nach dem Beruf Ihres Vaters gefragt wurden? Komischerweise hatte ich auch als Kind nie das Gefühl, die Berufe meiner beiden Eltern wären ungewöhnlich. Für alle in Weida war mein Vater der Künstler, der oben im Wald wohnt, und meine Mutti war die Kinderärztin. Beide waren sehr respektiert.

Im Film über Ihren Vater – Sie erzählen, wie er an seinem letzten großen Tafelbild malt – ist kurz ein Foto von Ihnen und ihm zu sehen. Man hat sofort den Eindruck, Vater und Sohn haben ein total entspanntes, herzliches Verhältnis zueinander. Sind Sie ein Vaterkind? Das Verhältnis zu meinem Vater war immer herzlich und entspannt und ist das auch bis heute. Das hat sich keine Nuance geändert. Ein Vaterkind war ich in dem Sinn nicht, weil ich ein genauso herzliches Verhältnis zu meiner Mutter habe. Als Kind hat sich natürlich meine Neigung zum Fabulieren und Geschichtenerzählen sehr mit der künstlerischen Arbeit meines Vaters getroffen. Darüber entstand dann schon ein besonderes Verhältnis.

War er immer zu Hause, immer für Sie da, wenn Sie aus der Schule kamen? Das war unterschiedlich. Mein Vater hatte zu Hause einen Atelierraum und zum Teil da gearbeitet. Für größere Arbeiten hat er aber auch immer außerhalb Räume gemietet. Auch dort war ich regelmäßig zu Gast. Der Geruch von Ölfarbe hat mich bis heute geprägt und begleitet.

Hatten Sie das Gefühl, Sie müssten Maler werden wie er? Als Kind wollte ich ursprünglich Grafiker werden. Ich habe

sehr gerne gezeichnet. Nicht, dass mich mein Vater in diese Richtung getriezt hätte, sondern weil es mir wirklich Spaß machte. Dann allerdings bekam ich von meinen Eltern zur Konfirmation eine Schmalfilmkamera geschenkt. Damit war von heute auf morgen klar, ich werde irgendwas mit Film machen und zum Glück hat das auch geklappt.

1976 malte Ihr Vater das „Porträt nach Dienst“. Es zeigt eine völlig erschöpfte junge Frau. Jeder, der sie kennt, erkennt in der Frau Ihre Mutter, die ja bis vor einigen Jahren als Kinderärztin arbeitete. Haben Sie als Kind realisiert, wie ungeheuer populär dieses Gemälde war? Daran kann ich mich gut erinnern, es ist ja ein sehr markantes Bild. Es wurde in der großen Kunstausstellung in Dresden gezeigt und das war für einen Maler ein sehr wichtiges Forum. Dass über das Bild viel diskutiert wurde, habe ich mitbekommen, weil es auch bei uns zu Hause immer Gespräch war. Es gab ja Pro und Kontra. Manche fanden, es ist eine sehr ehrliche Darstellung der Arbeit, andere sagten, so sieht das sozialistische Arbeits- und Menschenbild nicht aus.

Stimmte das Bild mit Ihrer kindlichen Erfahrung der Mutter überein?

Es ist ein absolut ehrliches Bild. Für mich war als Kind prägend, dass meine Mutti so viel im Dienst unterwegs war, dass sie sehr engagiert war, aber eben auch oft todmüde und erschöpft. Ich bewundere sie bis heute und da ist sie mir auch ein Vorbild.

Was war an Ihrer Kindheit vielleicht doch etwas anders als bei anderen Kindern? Ich hatte eine sehr glückliche,

sehr normale Kindheit. Durch meinen Vater hatte ich sehr viele Einblicke in künstlerische Arbeit und auch Lust darauf, so etwas selber zu machen. Aber das habe ich nicht als außergewöhnlich empfunden. Ich habe erst später begriffen, dass eine glückliche Kindheit und ein gutes Verhältnis zu den Eltern keine Selbstverständlichkeit ist.

Hat Ihr Vater Sie in seine künstlerischen Überlegungen einbezogen? Inhaltlich ja. Wir diskutieren bis heute prinzipielle menschliche Fragen, die ja seiner Arbeit immer und, ich denke, auch meiner Arbeit zu Grunde liegen. Im Konkreten, Handwerklichen war das nicht der Fall. Das lag aber an mir. Bis heute will ich seine Arbeiten erst sehen, wenn sie fertig sind. Wenn er Atelierbesuch hatte und ich war dabei und das entstehende Bild wurde aufge-

deckt, habe ich mich demonstrativ herumgedreht. Ich finde die Bilder meines Vaters wirklich spannend und das will ich mir nicht nehmen lassen. Ich will sie erst sehen, wenn sie wirklich da sind.

Erinnern Sie sich an ein Bild, bei dem lange über inhaltliche Fragen nachgedacht wurde?

Mein Vater hat oftmals Menschen in Konfliktsituationen gezeigt. Konflikte, die schwerwiegende Entscheidungen erfordern. Es gibt das Bild eines verzweifelten NVA-Grenzsoldaten „Die Verantwortung“ von 1984. Die Auseinandersetzung mit diesem Thema hat sich mir sehr eingepreßt. Ich selbst habe ja bis heute verschiedene Filme zu ethischen Fragen der Intervention in Krisenfällen gedreht. Mich am Beispiel von Geiselnahmen und ähnlichem mit Situationen beschäftigt, in denen es um die Frage geht, darf man Menschen

retten, indem man andere tötet. Wie geht es den Leuten, die solche Entscheidungen treffen. In diesem Punkt bezieht sich unsere Arbeit sehr aufeinander und darüber diskutieren wir viel.

Sind Sie noch zum Wehrdienst von der NVA eingezogen worden?

Ich wäre vor dem Studium dran gewesen, hatte aber durch Heuschnupfen und Asthma das Glück, dass ich erstmal nicht eingezogen wurde. Nach dem Studium war die DDR dann schon Geschichte.

Was hätten Sie gemacht, wenn es die DDR länger gegeben hätte?

Ich würde gerne sagen, ich hätte verweigert, wobei das ja zu DDR-Zeiten praktisch unmöglich war. Ich kann es also schwer beantworten. Was mein heutiges Interessenfeld, die Arbeit von polizeilichen Spe-

zialeinheiten und Psychologen in Konfliktfällen betrifft, bin ich kein absoluter Gegner vom Einsatz von Waffen. In der Welt, in der wir leben, muss eine friedliche Lösung zwar unbedingt und immer an erster Stelle stehen, aber bis heute lässt sich nicht alles ohne Waffengewalt lösen.

Woran arbeiten Sie gerade?

Wir haben für den Norddeutschen Rundfunk gerade einen Dokumentarfilm über einen Tierarzt auf der Insel Rügen gedreht. Dann gibt es eine ZDF-Kindersendung, die wir im Ozeaneum in Stralsund vorbereiten. Wenn es die Zeit erlaubt, sitze ich an einem Roman über eine Spezialeinheit in der DDR, über die ich schon mal einen Film gemacht habe.

Sie haben mehrfach mit Ihrem Vater Filme gedreht. Wie ist es, mit ihm zusammen zu arbeiten?

Es war immer eine sehr schöne Erfahrung. Unsere erste große Arbeit war der Spielfilm „Zwischenlandung“. Mein Vater hatte das Szenenbild gemacht, Peter Grätz war Kameramann und wir haben als Team sehr gut zusammengearbeitet. Obwohl mein Vater ja Einzelkünstler ist, stellt er sich in den Dienst der Sache und arbeitet sehr diszipliniert. Wenn er selber Filme macht, ist das immer eine Sache von höchster Präzision. Er will seine Vorstellungen sehr genau umgesetzt haben, wie bei seinen Bildern will er absolut auf den Punkt kommen. Das finde ich sehr bemerkenswert.

Wann haben Sie begonnen, den Künstler Horst Sakulowski zu schätzen?

Seinen Vater schätzt man ja zuerst und vor allen Dingen als Vater. Ich kann nicht genau sagen, wann ich ihn als Künstler

schätzen lernte. Schon als Kind habe ich erlebt, dass er mit den konfliktbeladenen Bildern sehr ernste und nachdenkliche Phasen hatte. In denen er sehr mit sich gerungen hat. Ich hatte den Eindruck, das muss eine absolut schwere Arbeit sein. Eine Arbeit, die an die Substanz geht. Als ich zunehmend eigene Lebenserfahrung sammelte, habe ich gesehen, dass Menschen Widersprüche haben. Ich habe begriffen, dass die künstlerischen Abstraktionen meines Vaters eine sehr realistische Basis hat. Da ist meine Wertschätzung für ihn als Künstler noch einmal sehr gestiegen. Im Rückblick bewundere ich seinen Mut, in der DDR seine Positionen mit der Selbstsicherheit der Menschenliebe zu vertreten. Gerade wenn es um problematische Lebenssituationen ging. Zum Vorbild für mich macht ihn, dass er nicht nur ein humanistisches christliches Menschenbild hat, sondern es auch ganz konkret vertritt. Aber genauso wichtig, genauso prägend für mein heutiges Leben und in meinen Augen ein absoluter Bestandteil seines Wesens ist sein Humor. Der hat für mich den absolut gleichen Rang. Er macht ihn auch in schwierigen Lebenssituationen zu einem glücklicheren Menschen und eröffnet ihm die Möglichkeit durchzuatmen. Das sage ich, weil seine Arbeit das ja nicht immer zwingend ausdrückt.

Schauen Sie sich jede Ausstellung Ihres Vaters an?

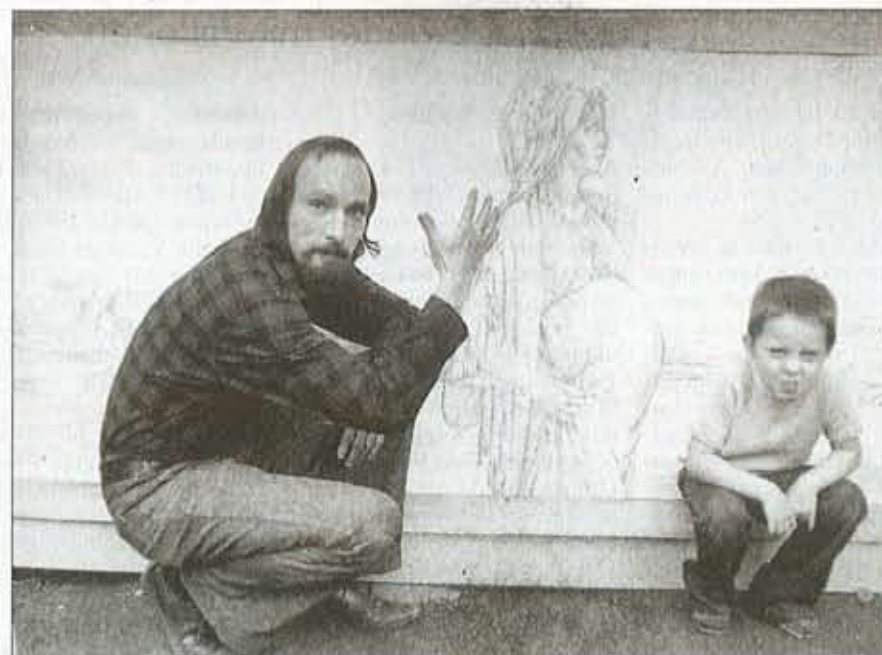
Das würde ich gern. Ist aber eine Zeitfrage. Zur Eröffnung der großen Ausstellung in Greiz war ich, zu seinem Geburtstag komme ich auch, aber es geht eben nicht immer.

Schaut sich Ihr Vater jeden Ihrer Film an?

Das hoffe ich jetzt mal.



Vermeintlich realistisch residiert Horst Sakulowski auf diesem Bild im Unteren Schloss Greiz, wo anlässlich seines 70. Geburtstags die Ausstellung „Non finito“ gezeigt wird. Foto: Rolf Sakulowski



Horst Sakulowski und sein Sohn Rolf Anfang der 70er Jahre.

Foto: privat